

Der kleine Bund

Wenn Kunst zum Nervenzusammenbruch führt

Über das Stendhal-Syndrom In Florenz warnen Broschüren vor übermässigem Kunstgenuss. Kann Kunst so glücklich machen, dass es zu viel wird für die Nerven? Eine Spurensuche.

Martin Burkhalter

Es war in Florenz, als der französische Schriftsteller Stendhal einen Nervenzusammenbruch erlitt. Allein wegen der Kunst.

In seiner Skizze mit dem Titel «Reise in Italien» aus dem Jahr 1817 ist von einem Besuch der Kirche Santa Croce zu lesen. Ein Besuch, den nicht nur der Schriftsteller selbst, sondern auch Generationen von Kunstliebhaberinnen und, ja, auch Psychologen nicht so schnell vergessen sollten.

In der Kirche Santa Croce war der Dichter den Gräbern von Michelangelo, Galilei und Machiavelli nahe, an den Wänden erblickte er die Fresken Giotto. Er schrieb: «Ich befand mich bei dem Gedanken, in Florenz zu sein, und durch die Nähe der grossen Männer, deren Gräber ich eben gesehen hatte, in einer Art Ekstase. (...) Als ich Santa Croce verliess, hatte ich starkes Herzklopfen; in Berlin nennt man das einen Nervenfall; ich war bis zum Äussersten erschöpft und fürchtete umzufallen.»

Das Stendhal-Syndrom

So erging es nach ihm offenbar auch zahlreichen Touristinnen und Touristen: Die Psychiaterin Graziella Magherini dokumentierte in den 1970er- und 1980er-Jahren in einer Studie über hundert Fälle, in denen Florenz-Besucherinnen und -Besucher nach der Besichtigung kultureller Erzeugnisse Schwindel und Ekstase, Brustschmerzen, Herzzrasen, Schweissausbrüche und Panik erlebten.

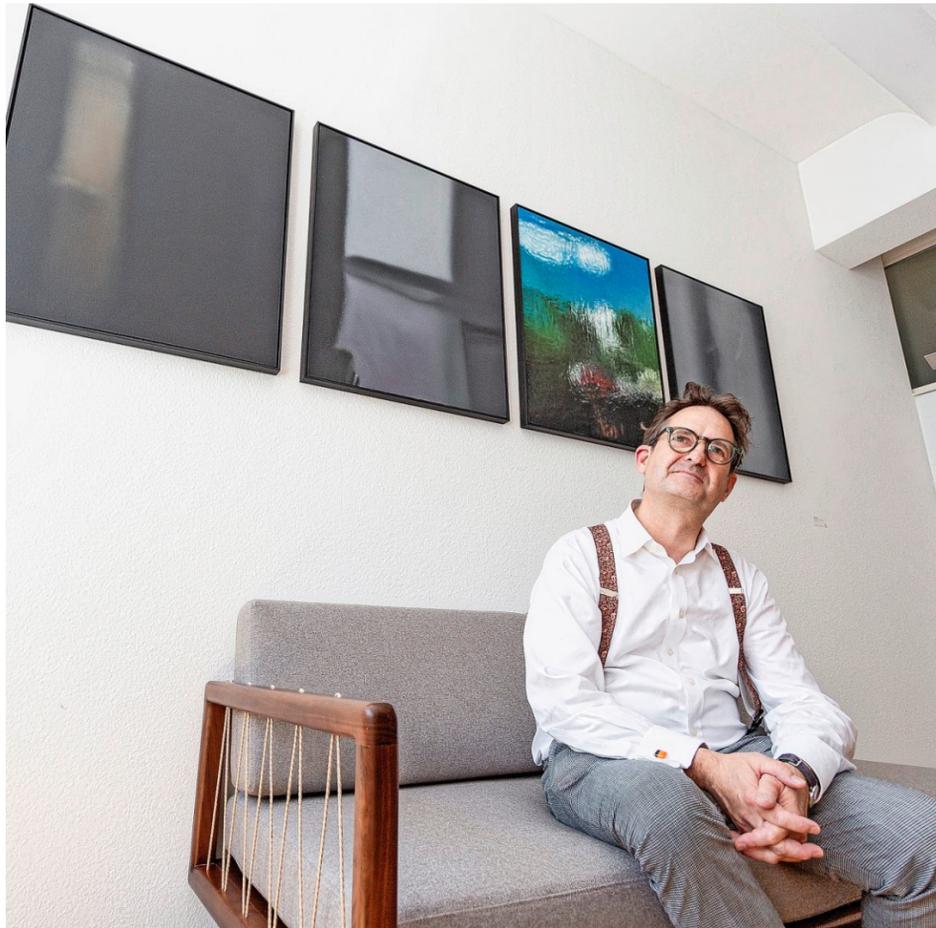
Das von ihr Stendhal-Syndrom genannte Phänomen wurde dadurch international bekannt. In der Medizin ist das Phänomen zwar umstritten, trotzdem ist das Florentiner Hospital Santa Maria Nuova seither genau auf solche Fälle spezialisiert. Und in den Hotels in Florenz sollen angeblich Broschüren aufliegen, die auf Nebenwirkungen von übermässigem Kunstgenuss hinweisen.

Was ist es, das uns an bildender Kunst, an etwas meist Unbeweglichem, wohlgerichtet Leblosem und vor allem auch eigentlich Nutzlosem so berühren kann? Oder anders gefragt: Kann Kunst so glücklich machen, dass es zu viel wird fürs Nervenkostüm?

Beim Professor

Professor Peter Schneemann müsste das wissen. Er ist Dekan der Philosophisch-historischen Fakultät und Direktor der Abteilung für Kunstgeschichte der Moderne und der Gegenwart an der Universität Bern. Für das Gespräch lädt er in sein sehr helles und jetzt, am Semesterende, auch ein bisschen unordentliches Büro in der Unibibliothek.

Schneemann, das merkt man bald, ist etwas skeptisch gegenüber dieser Versuchsanordnung zum Thema Glück und Kunst. Für einen Kunsthistoriker ist sie wohl etwas zu banal. Und er betont



Ein Kunstwerk, das Peter Schneemann immer wieder glücklich macht: Pascal Danz' Werk «Blindbilder, reflektiert 4-teilig». Foto: Nicole Philipp

auch, dass es in der Kunst nicht immer um Überwältigung gehen müsse und um grosse Gefühle. Er sei auch selbst nicht der Typ, der vor Gemälden weine. Er liebe die Polemik und die Kunstkritik genauso. Auch das gehöre zum Vergnügen an der Kunst. «Jede Regung, die ein Werk auslöst, ist legitim», sagt er. «Man kann etwas auch nicht mögen und doch etwas davon haben.» Kunst könne, so Schneemann, durchaus einfach ein eher kühles, intellektuelles Vergnügen sein.

Sich über Kunst austauschen

In sein Büro hat er aber auch deshalb geladen, weil dort ein Kunstwerk an der Wand hängt, das ihn tatsächlich glücklich macht. Und zwar immer wieder. Es stammt von dem mit Bern eng verbundenen Künstler Pascal

Sommerserie Glück



Was ist Glück? Ist es das, was uns antreibt, wonach wir streben? Oder etwas, das uns passiert? Wir haben uns auf die Suche nach den unterschiedlichen Facetten des Glücks gemacht. Und wir haben im ganzen Kanton Bern Menschen und Geschichten gefunden, die zeigen, was glücklich macht, wie der Zufall Leben verändert und was die Kehrseite des Glücks ist.

Danz, über den diese Zeitung einst schrieb, dass niemand das Dunkle so male wie er. 2015 stürzte Danz in Island bei einer Hiking-Tour 54-jährig zu Tode.

«Die Vertrautheit, die man zu einem Kunstwerk entwickeln kann, hat zumindest etwas mit Glück zu tun», sagt Peter Schneemann. Man könne zum Beispiel eine Woche im Louvre verbringen und dann nicht unbedingt glücklich wieder herauskommen. «Wenn Sie aber ein Bild, das Ihnen irgendwie auffällt, das Sie berührt, ein zweites Mal anschauen gehen, dann wette ich mit Ihnen, dass das Werk plötzlich gewissermassen Ihr Werk wird. Es wird Teil Ihres Lebens. Und das kann glücklich machen.»

Danz' Bildserie mit dem Titel «Blindbilder, reflektiert 4-teilig» ist eine Leihgabe der Kantonalen Kunstsammlung und zeigt ... nun ja, auch das ist für Schneemann ein glücklich machender Aspekt von Kunstgenuss: Man weiss es nicht so recht.

Vielleicht zeigen die Bilder Fenster, die in eine dunkle, neblige Landschaft hinausgehen. Vielleicht zeigen sie dunkle, schwere Vorhänge oder aufgehängte Bettwäsche in einem nächtlichen Vorgarten. Und was hat es nur mit dem dritten Bild auf sich, dem einzigen farbigen? Peter Schneemann sieht darin eine Tür aus geriffeltem Glas, wie sie früher sehr verbreitet waren. «Jeder sieht etwas anderes», sagt er. «Wenn man Kunst betrachtet, öffnet man immer auch die innere Diatheke und ruft Erinne-

runge und visuelle Erfahrungen wach.»

Ehrfurcht vor der Kunst

Genau dieser Austausch über ein Kunstwerk ist für Schneemann das wohl Schönste an der Kunst überhaupt. Viele Menschen stünden sich bei der glücklich machenden Kunsterfahrung leider ein bisschen selbst im Weg, sagt er. Das komme daher, dass manche eine falsche Ehrfurcht vor der Kunst hätten, manchmal auch Angst davor, über ein Kunstwerk das Falsche zu sagen.

«Dabei geht es bei der Auseinandersetzung mit einem Kunstwerk immer um die eigene Empfindung, das eigene Sehen und um den Austausch.» Gemeinsam mit jemandem über Kunst zu sprechen, sich mit einem Kunstwerk auseinanderzusetzen und damit immer auch mit sich selbst, sei ein hochkreativer und deshalb sehr erfüllender Prozess. «Ich glaube tatsächlich, dass es so etwas gibt wie eine ansteckende Begeisterung. Und das macht glücklich – mich jedenfalls», sagt Schneemann.

Nicht von ungefähr gehören gerade auch die Institutsexkursionen in Ateliers und Kunststätten zu den Höhepunkten für die Studierenden, wo sie gemeinsam über Kunstwerke diskutieren, Deutungen artikulieren und formulieren und Beobachtungen miteinander teilen können.

Kunst anzusehen, das betont Schneemann mehrmals, schaffe Vertrauen in die eigene Wahrnehmung. «Was ich extrem schätze an der Kunst, ist tatsäch-



Immer wieder gibt es Berichte darüber, dass Florenz-Besucherinnen und -Besucher Nervenzusammenbrüche erleben. Foto: Getty Images



Santa Croce ist eine Franziskanerkirche in Florenz und wird auch als «Pantheon von Florenz» bezeichnet. Foto: Getty Images/iStockphoto

lich diese Auseinandersetzung mit unseren Sinnen», sagt er. «Wir begreifen die Möglichkeiten und Grenzen der Wahrnehmung. Und lernen dabei immer wieder, selbst zu denken.» Heutzutage herrsche die Erwartung, dass alles immer gleich aufgelöst und transparent werden müsse. «Kunstwerke sind aber keine Bilderrätsel, sondern sinnliche Erlebnisse, Entdeckungsreisen mit offenem Ausgang, ja, Abenteuer.»

Gerade diese Offenheit, die Freiheit, die von der Kunst ausgeht, ist vielleicht ihre stärkste und wichtigste Wirkung. Kunst ist meist nutzlos, und gerade deshalb verspricht sie eine Freiheit, die die Menschen berührt. «Insbesondere moderne Kunst muss nichts und darf alles», sagt Peter Schneemann. «Wir leben in einer durchnormierten Welt. Alles ist so sehr auf Funktionieren getrimmt, dass es nur wenig Freiräume gibt. Kunst kann da viel leisten, sie eröffnet alternative Denk-, Handlungs- und Erfahrungsräume.»

Kunst macht gesund

Vielleicht macht Kunst also nicht per se glücklich, aber sie kann das Leben reicher machen und zumindest dazu beitragen, dass man zufriedener wird. Kunstgenuss sei immer auch Teilhabe an Kreativität, sagt Schneemann, und spreche deshalb den Künstler, die Künstlerin in uns an. «Und das hat etwas Befriedigendes und sehr Vitales.»

Und auch wenn Kunstgenuss offenbar für Florenz-Besuche-

rinnen und -Besucher arztrelevant werden kann, so haben Studien, unter anderem eine von der Weltgesundheitsorganisation von 2019, gezeigt, dass Kunst durchaus eine positive Wirkung auf die Gesundheit hat. Und zwar nicht nur, weil wir uns kreativ ausleben, sondern auch wegen des Kunstgenusses an sich – vom Konzert bis zum Museumsbesuch.

Kunst hält jung

Die Psychologie weiss das freilich schon lange: Farben haben eine beruhigende Wirkung, sogenannte ästhetische Gefühle, die aufkommen, wenn wir bestimmte Farben und Formen betrachten, machen uns zufrieden. Deshalb sinkt bei einem Museumsbesuch nachweislich die Menge des Stresshormons Cortisol und die des Glückshormons Serotonin steigt an.

Kunst tut also zumindest gut. Für Peter Schneemann hat die Kunst noch eine weitere Wirkung: Ihn persönlich mache sie auch deshalb glücklich, weil sie ihn aktiv und jung halte, sagt er zum Schluss des Gesprächs.

Aus dem einfachen Grund, dass es immer weitergeht, dass sich in der Auseinandersetzung mit der Kunst immer wieder aktuelle Fragestellungen spiegeln. So werfe etwa eine Vorlesung über Aktmalerei heute natürlich ganz andere Fragen auf als noch vor zehn Jahren. «So wird ein ganz klassischer Gegenstand immer wieder neu und völlig anders diskutiert. Und das macht es unglaublich spannend.»